Ach, wenn sie es nur gewußt hätten, wie Juliane sich auf den Tod freute. Auch beklagte man die arme Mutter, die Wohltäterin der Armen, ihres herben Kummers. Mehrmals hatte diese, wenn sie in die Krankenstube trat, bemerkt, wie Juliane schnell etwas in eine vor ihr stehende Schatulle verbarg. Sie fragte nicht danach, sie wußte es ja, daß es Emils Locke war, die Juliane in unbewachten Augenblicken an ihr Herz drückte. So war der 10. August des Jahres 1817 herangekommen. Es war ein wunderschöner Sommertag. „Mama," sprach Juliane, „heute habe ich eine recht große Bitte an dich. O, wie würde ich mich freuen, wenn du sie mir erfüllen wolltest." „Gern, von Herzen gern, wenn es mir möglich ist, mein Kind," sagte die Mutter, „was wünschest du?" „Mama," sprach Juliane lauter als sonst, aber man merkte, daß sie sich anstrengte, „ich möchte noch einmal, ich wollte sagen, ich möchte wieder einmal gern zur mater dolorosa." „Beste Juliane, bei deiner Schwäche ist das garnicht möglich," entgegnete die Mutter. „O, gewiß, es geht," bat Juliane, „der Hausmann trägt mich hinunter und fährt mich sodann in Fahrstuhl nach dem Ressourcengarten und dann komme ich schon, auf deinen Arm gestützt, zur mater dolorosa." Juliane sah die Mutter so bittend an, daß diese den Blicken nicht zu widerstehen vermochte. „Ich werde das nötige besorgen," sagte die Frau Bürgermeisterin und verließ eilends das Zimmer. Sie wollte ihrem Kinde die Tränen nicht zeigen, die jetzt unaufhaltsam aus ihren Augen flossen. „Ich weiß ganz bestimmt, es geht über ihre Kräfte, sie wird es ein paar Tage lang merken und doch — ich kann ihr die Bitte nicht versagen. Wer weiß, wie lange es noch dauert, dann —." Die arme Mutter konnte den Satz nicht vollenden. Sie brach in heftiges Weinen aus, das lange, lange anhielt. Als sie wieder zu ihrer Tochter kam, fragte diese: „Mir war es, als ob ich dich weinen hörte. Sieh, wenn ich deine Augen so gerötet sehe, muß ich immer denken, ich habe dich mit etwas betrübt. „Sorge dich nicht darum, liebes Kind, wann willst du zur mater dolorosa, jetzt schon oder erst heute Nachmittag?" fragte die Mutter. „Ach, bitte, jetzt gleich. Ich sehne mich sehr darnach, das Kunstwerk wieder einmal sehen zu können," antwortete Juliane. Fürsorglich wurden alle Vorbereitungen getroffen. Wohl wäre es der Frau Bürgermeisterin lieber gewesen, wenn ihr Mann davon gewußt hätte, doch war es ihr auch wieder recht, daß er es nicht wußte, er hätte es sicher nicht zugegeben. Manches Auge blickte mit tiefstem Bedauern Juliane nach, als sie langsam die innere Zittauer Straße hinabgefahren wurde. „Die sieht den Herbst nicht mehr. Wie schade um das junge Leben," flüsterte dies und jenes, das den Dreien begegnete. Ehrerbietigst grüßten alle. Juliane dankte mit glückseligem Lächeln. O, wie wohl fühlte sie sich heute. Sie versuchte sogar zu scherzen, als sie sah, wie eilfertig der halblahme Stadtsoldat von der Bank am Wachthause des Zittauer Tores aufstand, um den Damen seine Reverenz zu machen. Nach einer Weile war man am Ressourcengarten angelangt. Julianens Munde entfloh ein Seufzer. „Ist dir etwas, meine Tochter?" fragte die Mutter erschrocken. „Er wird nicht da sein, und ich hätte ihn so gerne noch einmal hier gesehen, so gern noch einmal seine liebe Stimme gehört. Mama, beste Mama, erfülle mir noch den einzigen Wunsch und laß meinen Emil holen," sagte Juliane und man merkte es ihr an, wie schwer ihr das Sprechen fiel. Sie hatte doch ihre schwachen Kräfte überschätzt. Die Sehnsucht nach dem ihr so wert gewordenen Orte, wo sie ihr kurzes Glück gefunden, hatte ihr die Möglichkeit der Ausfahrt vorgetäuscht. Mühsam holte die Kranke Atem, obwohl sie von der Mutter und dem Hausmann mehr getragen als geführt wurde. „Kind, es wird dir doch zuviel. Du hast dir doch zuviel zugetraut," klagte die Mutter, als sie bei der mater dolorosa angekommen waren und Juliane kraftlos auf die Bank gesunken war. (Schluß folgt.)

Telepathische Todesvorahnung bei Kindern.

Es ist eine häufig beobachtete, telepathische Erscheinung, daß irgendeine große Gefahr, die einer dem Medium nahestehenden Person droht, von dem Medium in der Form eines Geistesbildes oder einer plötzlichen Seelenerregung vorausgeahnt wird. Die betreffende Person, in deren Leben eine entscheidende Wendung bevorsteht, befindet sich unter Umständen in einer Entfernung von vielen tausend Kilometern, und die Gefahr, die ihr droht, wird urplötzlich, vielleicht einige Augenblicke vor der Schicksalswendung, oder noch häufiger gerade in der Minute, in der die Gefahr eintritt, von dem Medium mit einer unheimlichen Sicherheit empfunden. Es wurden viele Fälle beobachtet, in denen der plötzliche Tod einer geliebten Person von Medien, die sonst keinen Halluzinationen unterworfen waren, unter Umständen empfunden wurde, die die Möglichkeit eines Zufalles völlig ausschließen. Zwei besonders interessante Fälle dieser Art haben sich in England und Amerika ereignet. Die Medien waren in beiden Fällen kleine Kinder, die noch nie vom Tode gehört haben und denen der Begriff des Sterbens völlig unbekannt war. Beide Fälle sind von dem gelehrten Telepathen Gurney, dem Verfasser des interessanten Buches „Phantasys of Livings", wissenschaftlich beglaubigt.

Die Gutsbesitzerin Frau Mure wollte eines Sonntags gegen 11 Uhr ihren fünfjährigen Knaben ankleiden, um mit ihm zur Kirche zu gehen. Das Kind stand in der Mitte des Zimmers und schien durch das Fenster den Himmel zu betrachten. Plötzlich, ohne jede Erregung und auch ohne irgendwelches Zeichen der Ueberraschung, wandte sich der Knabe an seine Mutter und sagte ihr im gleichgültigsten Tone:

„Mama, Jenny ist tot".

Frau Mure fragte ihn nun, von welcher Jenny er spräche, worauf das Kind folgende Antwort gab:

„Ich meine natürlich Jenny in Kapstadt, die ist gestorben."

Die Frau gab sich nun Mühe, von dem Kinde irgendeinen Grund für seine Behauptung zu erhalten. Doch vermochte der Knabe nur das Gesagte zu wiederholen. Die Jenny in Kapstadt war eine Cousine des Kleinen. Sie war 16 Jahre alt und hatte früher in Edinburgh gewohnt. Zwei Monate vor dem fatalen Sonntag war sie mit ihren Eltern nach Kapstadt ausgewandert. Sie hing besonders an dem kleinen Knaben, dessen ständige Spielgefährtin sie war. Frau Mure war von der Hartnäckigkeit und Bestimmtheit, womit das Kind seine Behauptung etwa zehnmal wiederholte, überrascht. Ohne dem Gesagten eine große Bedeutung beizumessen, vermerkte sie Tag und Stunde des Ereignisses.

Es sind einige Wochen vergangen, ohne daß Frau Mure irgendeine Nachricht von den Verwandten in Kapstadt erhalten hätte. Einen Monat nach dem schicksalsschweren Sonntag kam nun die traurige Nachricht aus Kapstadt, daß das blühende Mädchen plötzlich gestorben sei. Ihr Tod war an jenem Sonntag zur selben Stunde, in der die geschilderte Szene sich in Edinburgh abspielte, erfolgt. Sie hatte sich am Tage vorher eine starke Brandwunde zugezogen und war nach zwölf Stunden ihren Qualen erlegen.

Der zweite ähnliche Vorfall trug sich in Newyork in der Familie des Kaufmanns Ch. B. Kurtis zu. Frau Kurtis weilte bei ihren Verwandten in einem kleinen amerianischen Städtchen, das etwa dreihundert Meilen von dieser Stadt entfernt liegt. In Newyork wohnte auch der Bruder der Frau Kurtis mit seiner Familie, wozu auch der zwölfjährige Sohn David zählte. Eines Samstag abend saß Frau Kurtis im Zimmer und ergötzte sich an dem unschuldigen Geschwätz des dreijährigen Töchterchens ihrer Schwester. Das Kind spielte mit einer Puppe. Plötzlich warf es das Spielzeug weg, lief zur Frau Kurtis und rief:

„Tante, David ist ertrunken."

Da man dem kleinen Mädchen sogleich keine Beachtung schenkte, wiederholte es die Worte

„David ist gestorben."

Die Tante glaubte nicht recht zu hören und fragte die Mutter, was das Kind sagte. Es wurde nun befragt, was das Wort „gestorben" eigentlich bedeute; das Kind vermochte jedoch keine Antwort zu geben, da es den Sinn des Wortes „gestorben" nicht einmal verstanden hatte. Man glaubte, das Kind habe nur wiederholt, was es von anderen gehört hatte.

Zwei Stunden später traf aus Newyork ein Telegramm ein: „David abends beim Schlittschuhlaufen ertrunken."

Dresdner Brief

In trauriger Zeit.

Plauder! Wer kann noch plaudern, wenn schicksalsschwer eine bitterharte Zeit jedes Lächeln vom Munde, jede Schelmerei aus dem Sinn stiehlt? Plaudern bedingt Frohmut, plaudern will kleinen Schäden einen Spiegel vorhalten. Aber wer denkt wohl an Nebensächliches, wenn es ums Ganze geht? Wenn das Leben, die nackte Existenz so vieler Menschen auf dem Spiele steht? Da will mir kein fröhlicher Plauderbrief gelingen, zwischen dessen Zeilen sonst wohl die Teufelchen einer heiteren Spottlust ihr Wesen trieben. Bitter ernst ist die Zeit! Hart greift sie die Menschen an, daß die sich ratlos anschauen und um die einfachsten Bedürfnisse des Lebens bangen! Daß sie stehen bleiben, Fremde vor Fremden, sich anschauen und fragen: „Was tue ich nun?"

Die Großstadt, — das sieht man bei uns in Dresden — leidet viel schwerer in solcher Zeit, da schaut der Hunger uns an mit hohlen Augen! Angst ums tägliche Brot, ein Sinken der Kräfte und des Wollens! Und am schlimmsten sind die Kinder daran. Sie leiden bitter, tragen Schäden von solcher Zeit für ihr ganzes Leben, und leiden als Unschuldige! In den Schulen bitten Lehrer um Brot für die armen kleinen Wesen, die mit leeren Magen zum Lernen kommen. Und wenn die Not auch immer weitere Kreise zieht, es sind noch Manche, die geben können, nein, die zum Geben verpflichtet sind! Einige von diesen Glücklichen folgen dem Gebote der Menschlichkeit, doch leider verschließen sich noch viele mit den Worten: „So schlimm ist es noch gar nicht!" Sie sehen die Not nicht, sie fühlen sie nicht am eigenen Leibe, und wälzen mit solchem oberflächlichen Beurteilen alle Pflichten weit von sich. Aber wie bitter traurig klingt es, wenn kleine Kinder, die sich vom Beten unterhalten, zu einander so sprechen, wie ich es vor kurzem selbst gehört: Ja, zum Schluß sage ich immer: „Und laß uns nicht verhungern!" — Wir haben nicht so unser kindliches Gebet beschlossen, uns stand ja der Begriff unstillbaren Hungers fern! Wir bekamen Zuckerwerk, Schokolade und Leckerbissen bei reichlicher täglicher Kost. Wie geht es jetzt den Kleinen und Kleinsten? Sie können kaum ihre spärliche tägliche Milchration erhalten. Ein trauriges, kraftloses Geschlecht wächst uns heran!

Dann unsere alten Leute! Man hat uns gelehrt, das Alter zu schützen und zu ehren, und unsere Zeit läßt sie, die ein ganzes Menschenleben für Familie und Staat gearbeitet, eines langsamen Hungertodes sterben!

Gar still ist es in Dresden geworden. Keine Musik erklingt, kein frohes Lachen, wie sonst wohl. Und dunkel ist es schon am frühen Abend. Unerschwinglich hohe Gaspreise gebieten Sparen, und wieder Sparen. Wir kriechen zeitig ins Bett und verschlafen unsere Sorgen, das heißt, solange diese uns schlafen lassen.

Wann wird sich diese Trübsal ändern? Sind wir über das Schlimmste schon hinaus, oder steht uns noch Schlimmeres bevor. Wer kann es wissen? Aber gar so zag wollen wir nicht dreinschauen. Viel kann der Einzelne dazu tuen, um sich uno anderen den Mut zu stählen zum Durchhalten in schwerer Zeit. Wohl spricht jeder einmal gern die Sorgen vom Herzen herunter, aber dann mag es auch gut sein. In einem traulichen Familienleben vergessen sich am leichtesten die Kämpfe der Außenwelt, und noch haben wir solch schöne Häuslichkeiten, wo eins zum andern gehört, eins das andere stützt. Da läßt sich manches ertragen, da ist man wie in einem schützenden Hafen, fühlt sich geborgen und froh. Auch die Geselligkeit sollte nicht ganz zu grunde gehen. Wie viele Vereine sind schon im Laufe der Zeit aufgelöst worden! Das Gasthausleben stellt ja viel zu hohe Anforderungen an die Geldscheintasche. Und doch brauchen wir Ablenkung und Zerstreuung. Ein gastliches Haus, das an bestimmten Abenden Freunden und Verwandten offensteht — gern bringt sich jeder sein Abendbrot selbst mit — wo über Tagesfragen gesprochen, Gedichte oder kleine Erzählungen vorgelesen werden, auch wohl etwas Musik und Gesang erklingt, sollte dies nicht möglich sein?

Bedenkt, lieber Leser und liebe Leserin! Schöne Tage vergehen viel zu schnell für menschliches Wünschen, aber böse Zeit vergeht auch und nach Regen folgt Sonnenschein! Regina Berthold.

Von der Wahrheit.

Von Wilhelm Herbert.

Die meisten Menschen können ungeheuer viel Wahrheit vertragen — über andere.

„Wenn ich die Wahrheit sagen darf" — so lautet eine sehr üble Redensart, um eine Lüge einzuleiten.

Es gibt nichts Edlerres und Notwendigeres, als für Wahrheit und Recht zu streiten — nur darf man sich dabei durch Niederlagen nicht abschrecken lassen.

Wahrheit ist für Gesellschaftsmenschen meist gleichbedeutend mit Grobheit.

„Was wahr ist, muß wahr bleiben," sagt gar mancher. Er gebraucht daher die Wahrheit möglichst wenig, um sie ja nicht abzunützen.

Tinte und Druckerschwärze tragen noch immer für viele die Farbe der Wahrheit. Denn sie sagen gerne zur Bekräftigung einer Behauptung: „Ich habe es schwarz auf weiß gelesen. Das sollte man beim Schreiben nie ganz vergessen.

„Was Sie sagen, ist unrichtig" . . . Das ist eine objektive Aeußerung, die nicht als ehrenkränkende gilt. „Was Sie sagen, ist unwahr" . . . Das gibt den subjektiven Beigeschmack der Lüge. Manches Mal ist es schwierig, im Augenblick das richtige Wort zu treffen. Der Vorsichtige gibt daher am besten dem anderen immer nach.

„Ich rede immer die Wahrheit." Wer das sagt, lügt; denn jeder Mensch hat schwache Augenblicke. „Ich rede nie die Wahrheit." Auch wer das sagen wollte,